

PAUL
AUSTER

ROMAN

ro
ro
ro

4
+
3
2
1



Paul Auster

4 3 2 1

Roman

Aus dem Englischen von Thomas Gunkel, Werner Schmitz,
Karsten Singelmann und Nikolaus Stingl

Über dieses Buch

Paul Auster, der bekannte amerikanische Bestsellerautor, legt in Gestalt eines Rätselspiels sein bisher umfangreichstes Werk und Opus magnum vor: die vierfach unterschiedlich erzählte Geschichte eines jungen Amerikaners in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts – ein Epos voll mit Politik, Zeitgeschichte, Liebe, Leidenschaft und dem wechsellvollen Spiel des Zufalls.

«4 3 2 1» – das sind vier Variationen eines Lebens: Archibald Ferguson, von allen nur Archie genannt, wächst im Newark der fünfziger Jahre auf. «Was für ein interessanter Gedanke», sagt er sich als kleiner Junge, «sich vorzustellen, wie für ihn alles anders sein könnte, auch wenn er selbst immer derselbe bliebe. Ja, alles war möglich, und nur weil etwas auf eine bestimmte Weise geschah, hieß das noch lange nicht, dass es nicht auch auf eine andere Weise geschehen konnte.»

Im Verein mit der höheren Macht einer von Paul Auster raffiniert dirigierten literarischen Vorsehung entspinnen sich nun vier unterschiedliche Versionen von Archies Leben: provinziell und bescheiden; kämpferisch, aber vom Unglück verfolgt; betroffen und besessen von den Ereignissen der Zeit; künstlerisch genial begabt und nach den Sternen greifend. Und alle vier sind vollgepackt mit Abenteuern, Liebe,

Lebenskämpfen und den Schlägen eines unberechenbaren Schicksals ...

«4 3 2 1» ist ein faszinierendes Gedankenspiel und ein Höhepunkt in Austers Schaffen. Seine großen Themen, das Streben nach Glück, die Rolle des Zufalls, Politik und Zeitgeschichte von Hiroshima bis Vietnam – alle sind hier versammelt und verdichtet in den hoffnungsvollen Lebenswegen eines jungen Mannes, der sein Glück in der Welt zu finden sucht.

(Einige Kapitel mit Nummerierung, aber ohne Text in diesem Buch sind künstlerische Absicht des Autors, keine technischen Fehler.)

Vita

Paul Auster wurde 1947 in Newark, New Jersey, geboren. Er studierte Anglistik und vergleichende Literaturwissenschaften an der Columbia University und verbrachte nach dem Studium einige Jahre in Frankreich. International bekannt wurde er mit seinen frühen Romanen «Im Land der letzten Dinge» und der «New-York-Trilogie». Heute lebt er in Brooklyn. Er ist mit der Schriftstellerin Siri Hustvedt verheiratet und hat zwei Kinder. Sein umfangreiches, vielfach preisgekröntes Werk umfasst neben zahlreichen Romanen auch Essays und Lyrik sowie Übersetzungen zeitgenössischer französischer Lyrik.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel «4 3 2 1» bei Henry Holt, New York.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, April 2018

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«4 3 2 1» Copyright © 2017 by Paul Auster

Redaktion Mirjam Madlung

Umschlaggestaltung Anzinger und Rasp, München

ISBN 978-3-644-05011-2

Hinweise: Die Seitenzahlen für die Textnachweise beziehen sich auf die Printausgabe.

Einige Kapitel mit Nummerierung, aber ohne Text in diesem Buch sind künstlerische Absicht des Autors, keine technischen Fehler.

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

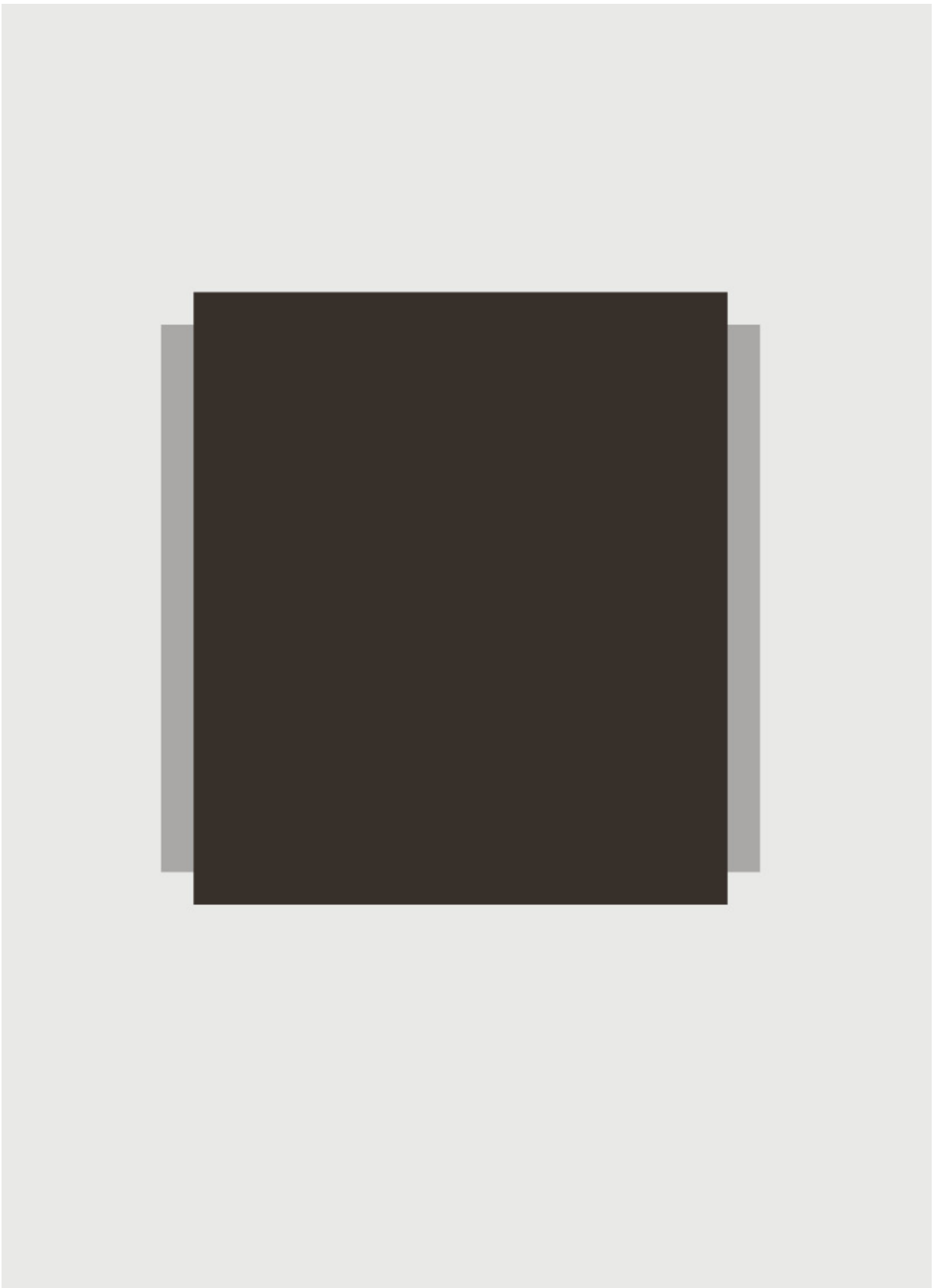
Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Für Siri Hustvedt



1.0

Der Familienlegende zufolge verließ Fergusons Großvater, versehen mit hundert Rubeln, die ins Futter seines Jacketts eingenäht waren, zu Fuß seine Heimatstadt Minsk, gelangte über Warschau und Berlin nach Hamburg und buchte dort die Überfahrt auf einem Schiff namens *Kaiserin von China*, das bei rauen Winterstürmen den Atlantik überquerte und am ersten Tag des zwanzigsten Jahrhunderts im New Yorker Hafen einlief. Auf Ellis Island, beim Warten auf die Befragung durch einen Einwanderungsbeamten, kam er mit einem anderen russischen Juden ins Gespräch. Der Mann riet ihm: *Vergiss den Namen Reznikoff. Der wird dir hier nichts nützen. Du brauchst einen amerikanischen Namen, einen, der sich gut amerikanisch anhört.* Da das Englische für Isaac Reznikoff im Jahr 1900 noch eine Fremdsprache war, bat er seinen älteren, erfahreneren Landsmann um einen Vorschlag. *Sag ihnen, du heißt Rockefeller,* sagte der Mann. *Damit kannst du nichts falsch machen.* Eine Stunde verging, und noch eine, und als der neunzehnjährige Reznikoff endlich bei dem Einwanderungsbeamten an die Reihe kam, hatte er den Namen, zu dem der Mann ihm geraten hatte, längst wieder vergessen. *Ihr Name?*, fragte der Beamte. Der müde Einwanderer schlug sich verzweifelt an die Stirn und

platzte auf Jiddisch heraus: *Ich hob fargessen!* Und so begann Isaac Reznikoff sein neues Leben in Amerika als Ichabod Ferguson.

Er hatte es schwer, besonders zu Anfang, aber auch, als von Anfang keine Rede mehr sein konnte, lief für ihn in seiner Wahlheimat nichts so, wie er es sich vorgestellt hatte. Zwar fand er eine Frau, die er kurz nach seinem sechsundzwanzigsten Geburtstag heiratete, und diese Frau, Fanny, geborene Grossman, schenkte ihm drei stramme und gesunde Söhne, aber das Leben in Amerika blieb für Fergusons Großvater ein einziger Kampf, von dem Tag an, als er das Schiff verließ, bis zum Abend des 7. März 1923, an dem ihn mit zweiundvierzig Jahren ein früher, unerwarteter Tod ereilte – niedergeschossen bei einem Überfall auf das Lederwarendepot in Chicago, wo er als Nachtwächter gearbeitet hatte.

Kein Foto ist von ihm erhalten, aber dem Vernehmen nach war er ein Hüne mit starkem Rücken und riesigen Händen, ein ungebildeter, ungelernter Arbeiter, das Musterbild eines ahnungslosen Greenhorns. An seinem ersten Nachmittag in New York begegnete er einem Straßenhändler, der so rote, runde, makellose Äpfel feilbot, wie er noch nie welche gesehen hätte. Er konnte nicht widerstehen, kaufte einen und biss gierig hinein. Aber nicht süß war, was er zu schmecken bekam, sondern bitter und ungewohnt. Schlimmer noch, der Apfel war widerlich weich, und kaum hatten seine Zähne die Schale durchdrungen, ergoss ein blassroter, mit einer Schrotladung Kerne versetzter Saft sich auf seinen Mantel. Dies war die erste

Kostprobe von New York, seine erste, unvergessliche Begegnung mit einer Jersey-Tomate.

Also kein Rockefeller, sondern ein breitschultriger Hilfsarbeiter, ein hebräischer Riese mit absurdem Namen und zwei rastlosen Füßen, der sein Glück in Manhattan und Brooklyn versuchte, in Baltimore und Charleston, in Duluth und Chicago, als Hafenarbeiter, als Leichtmatrose auf einem Tanker, der die Großen Seen befuhr, als Tierpfleger bei einem Wanderzirkus, als Fließbandarbeiter in einer Blechdosenfabrik, als Lastwagenfahrer, Grabengräber und Nachtwächter. Trotz aller Mühen verdiente er nie mehr als ein bisschen Kleingeld, und so hinterließ der arme Ike Ferguson seiner Frau und seinen drei Söhnen nichts anderes als die Geschichten, die er ihnen vom Vagabundenleben seiner Jugend erzählt hatte. Auf lange Sicht sind Geschichten vielleicht nicht weniger wert als Geld, fürs Erste aber sind ihre Möglichkeiten beschränkt.

Der Lederwarenhersteller zahlte Fanny eine kleine Entschädigung für ihren Verlust, und sie verließ Chicago und zog mit ihren Jungen nach Newark, New Jersey, auf Einladung von Verwandten ihres Mannes, die ihr gegen eine äußerst niedrige Miete die Wohnung im Dachgeschoss ihres Hauses im Central Ward überließen. Ihre Söhne waren vierzehn, zwölf und neun Jahre alt. Aus Louis, dem ältesten, war längst Lew geworden. Aaron, der mittlere, hatte sich, nachdem er auf dem Schulhof in Chicago allzu oft verprügelt worden war, den Namen Arnold zugelegt, und Stanley, der Neunjährige, wurde von allen Sonny genannt. Um über die Runden zu kommen,

nahm ihre Mutter Wäsche an und besserte Kleider aus, doch bald trugen auch die Jungen zum Haushaltseinkommen bei, mit kleinen Jobs nach der Schule, von denen sie jeden Penny bei der Mutter ablieferten. Es waren harte Zeiten, und die Drohung völliger Verarmung hing in den Zimmern der Wohnung wie ein dichter, alles verhüllender Nebel. Vor der Angst gab es kein Entrinnen, und nach und nach übernahmen die drei Jungen die düsteren ontologischen Einsichten ihrer Mutter über den Sinn des Lebens. Arbeiten oder verhungern. Arbeiten oder das Dach überm Kopf verlieren. Arbeiten oder sterben. Die einfältige Vorstellung des «Alle für einen und einer für alle» gab es für die Fergusons nicht. In ihrer kleinen Welt galt «Alle für alle – oder nichts».

Als seine Großmutter starb, war Ferguson noch nicht einmal zwei, sodass er keine bewusste Erinnerung an sie hatte, doch der Familienlegende zufolge war Fanny eine schwierige, sprunghafte Frau, die nicht selten in heftige Schreikrämpfe oder manisches, unbändiges Schluchzen ausbrach, die ihre Söhne, wenn sie ungezogen waren, mit dem Besen schlug und etliche Geschäfte, in denen sie allzu lautstark um Preise gefeilscht hatte, nicht mehr betreten durfte. Niemand wusste, wo sie geboren war, aber angeblich war sie als vierzehnjährige Waise in New York gelandet und hatte auf der Lower East Side jahrelang in einer fensterlosen Dachbodenstube als Hutmacherin gearbeitet. Fergusons Vater, Stanley, sprach selten mit seinem Sohn über seine Eltern und antwortete auf Fragen des Jungen nur äußerst vage, kurz angebunden und

zurückhaltend, und was immer der Junge über seine Großeltern väterlicherseits in Erfahrung bringen konnte, kam fast ausschließlich von seiner Mutter, Rose, der mit Abstand jüngsten der drei Ferguson-Schwägerinnen der zweiten Generation, die wiederum die meisten Einzelheiten von Millie, der Frau von Lew, wusste, einer klatschsüchtigen Frau, deren Mann weitaus weniger verschwiegen und weitaus gesprächiger war als Stanley oder Arnold. Als Ferguson achtzehn war, erzählte ihm seine Mutter eine von Millies Geschichten weiter, angeblich nur ein Gerücht, eine durch nichts bewiesene Vermutung, die möglicherweise den Tatsachen entsprach – oder aber auch nicht. Nach dem, was Lew Millie erzählt hatte beziehungsweise angeblich erzählt hatte, gab es ein viertes Ferguson-Kind, ein Mädchen, das drei oder vier Jahre nach Stanley geboren worden war, in der Zeit, als die Familie in Duluth lebte und Ike sich um eine Anstellung als Leichtmatrose auf den Großen Seen bemühte, im Verlauf von Monaten, die die Familie in äußerster Armut verbrachte; und weil Ike nicht da war, als Fanny das Kind zur Welt brachte, und weil die Geburt in Minnesota und mitten im Winter stattfand, einem besonders kalten Winter in einem besonders kalten Landstrich, und weil das Haus, in dem sie wohnten, nur mit einem einzigen Holzofen beheizt werden konnte und weil gerade zu der Zeit so wenig Geld da war, dass Fanny und die Jungen mit nur einer Mahlzeit am Tag auskommen mussten, erfüllte sie der Gedanke, sich um noch ein weiteres Kind kümmern zu sollen, mit solcher Angst, dass sie ihre neugeborene Tochter in der Badewanne ertränkte.

Stanley erzählte seinem Sohn wenig von seinen Eltern, aber auch von sich selbst sprach er nicht viel. Das erschwerte es Ferguson, ein klares Bild davon zu gewinnen, wie sein Vater als kleiner oder größerer Junge oder junger Erwachsener gewesen sein mochte, bevor er zwei Monate nach seinem dreißigsten Geburtstag Rose geheiratet hatte. Aus beiläufigen Bemerkungen, die seinem Vater gelegentlich von den Lippen kamen, gelang es Ferguson doch, immerhin Folgendes zusammenzutragen: dass Stanley von seinen älteren Brüdern oft gehänselt und herumgeschubst worden war, dass er als der Jüngste der drei und deshalb derjenige, der den geringsten Teil seiner Kindheit mit einem lebenden Vater verbracht hatte, wie eine Klette an Fanny gehangen hatte, dass er ein fleißiger Schüler und von den drei Brüdern mit Abstand der beste Sportler gewesen war, dass er im Footballteam der Central High gespielt hatte und in der Leichtathletikmannschaft die Vierhundert Meter gelaufen war, dass sein Talent für Elektronik ihm nach Abschluss der Highschool im Sommer 1932 dazu verholfen hatte, eine kleine Radioreparaturwerkstatt zu eröffnen (*ein Mauseloch an der Academy Street in Newark, wie er das nannte, kaum größer als ein Schuhputzerstand*), dass er mit elf bei einer der Besenattacken seiner Mutter am rechten Auge verletzt worden war (mit teilweisem Verlust der Sehkraft, sodass er im Zweiten Weltkrieg als untauglich ausgemustert wurde), dass er den Spitznamen Sonny nicht ausstehen konnte und unmittelbar nach Verlassen der Schule abgelegt hatte, dass er gern tanzte und Tennis spielte, dass er nie ein schlechtes

Wort über seine Brüder sagte, ganz gleich wie blöd oder geringschätzig sie ihn behandelten, dass er als Kind nach der Schule Zeitungen ausgetragen hatte, dass er ernsthaft vorhatte, Jura zu studieren, den Plan jedoch aus Geldmangel wieder aufgab, dass er in seinen Zwanzigern als Frauenheld bekannt war und mit Dutzenden junger Jüdinnen anbandelte, ohne die Absicht, eine von ihnen zu heiraten, dass er in den Dreißigern, als Havanna die Welthauptstadt der Sünde war, mehrere Spritztouren nach Kuba gemacht hatte und dass sein größter Ehrgeiz darin bestand, Millionär zu werden, ein Mann so reich wie Rockefeller.

Lew und Arnold heirateten beide mit Anfang zwanzig und nur, um so schnell wie möglich Fannys verrücktem Haushalt zu entkommen, der kreischenden Monarchin zu entfliehen, die seit dem Tod ihres Mannes 1923 über die Fergusons geherrscht hatte, Stanley hingegen, noch ein Teenager, als seine Brüder Reißaus nahmen, hatte keine Wahl und musste bleiben. Schließlich war er gerade erst mit der Highschool fertig, aber dann vergingen elf Jahre, eins nach dem anderen, und unerklärlicherweise blieb er weiter in Fannys Dachwohnung und durchlebte mit ihr die Weltwirtschaftskrise und die erste Hälfte des Krieges, vielleicht aus Trägheit oder Faulheit, vielleicht aus Verantwortungsbewusstsein oder Schuldgefühlen seiner Mutter gegenüber, falls nicht all dies zusammen es ihm unmöglich machte, sich auch nur vorzustellen, dass er anderswo leben könnte. Lew und Arnold zeugten Kinder, aber Stanley gab sich offenbar mit seinen ständig wechselnden

Affären zufrieden und verwandte den Großteil seiner Energie darauf, aus seinem kleinen Geschäft ein größeres zu machen, und da er, selbst als er tänzelnd auf die dreißig zuschritt, keinerlei Heiratsabsichten erkennen ließ, zweifelte kaum jemand daran, dass er für den Rest seines Lebens Junggeselle bleiben würde. Dann, im Oktober 1943, keine Woche nachdem die fünfte US-Armee Neapel von den Deutschen zurückerobert hatte, mitten in dieser hoffnungsvollen Phase, als der Krieg sich endlich zugunsten der Alliierten zu wenden begann, lernte Stanley bei einem Blind Date in New York die einundzwanzig Jahre alte Rose Adler kennen, und mit einem Schlag war der Reiz eines lebenslangen Junggesellendaseins ein für alle Mal verblasst.

So hübsch war sie, Fergusons Mutter, so bezaubernd mit ihren graugrünen Augen und den langen braunen Haaren, so ungekünstelt, munter und stets vergnügt, so prächtig gebaut auf der ganzen Länge der ihr zugeteilten hundertachtundsechzig Zentimeter, dass Stanley, als er ihr zum ersten Mal die Hand gab, der reservierte und sonst so kühle Stanley, der neunundzwanzig Jahre alte Stanley, der noch nie zuvor das Feuer der Liebe gespürt hatte, in Rose' Gegenwart schier zu vergehen glaubte, so als wäre ihm die Luft aus den Lungen gepumpt worden, so als könnte er nie wieder einen Atemzug tun.

Auch sie war das Kind von Einwanderern, ihr Vater aus Warschau und ihre Mutter aus Odessa, beide noch nicht einmal drei Jahre alt, als sie nach Amerika kamen. Folglich waren die

Adlers besser integriert als die Fergusons, und Rose' Eltern sprachen von Kindesbeinen an ohne jeden ausländischen Akzent. Aufgewachsen waren sie in Detroit und Hudson, New York, und das Jiddisch, Polnisch und Russisch ihrer Eltern hatte einem fließenden, fehlerfreien Englisch Platz gemacht, wohingegen Stanleys Vater bis zum Tag seines Todes mit seiner zweiten Sprache gerungen hatte, und seine Mutter las noch jetzt, 1943, fast ein halbes Jahrhundert entfernt von ihrer osteuropäischen Heimat, den *Jewish Daily Forward* und nicht die amerikanischen Zeitungen und artikulierte sich in einer seltsam vermischten Sprache, die ihre Söhne Jinglish nannten, einem nahezu unverständlichen Patois, das in fast jedem Satz, der ihren Lippen entfloß, jiddische und englische Elemente miteinander vermengte. Dies war einer der wesentlichen Unterschiede zwischen Rose' und Stanleys Vorfahren, noch wichtiger aber als die Frage, wie sehr oder wie wenig ihre Eltern sich an das amerikanische Leben angepasst hatten, war die Sache mit dem Glück. Rose' Eltern und Großeltern waren von grausamen Wendungen des Schicksals, wie sie die vom Pech verfolgten Fergusons heimgesucht hatten, verschont geblieben, in ihrer Familiengeschichte gab es keine Opfer von Raubüberfällen, keine Armut bis kurz vorm Hungertod und Verzagen, keine in der Badewanne ertränkten Säuglinge. Der Detroitter Großvater hatte als Schneider, der Hudsoner Großvater als Barbier gearbeitet, und mochten auch Kleidermachen und Haarschneiden nicht zu den Jobs gehören, die einem zu Reichtum und irdischem Erfolg verhelfen, so

sorgten sie doch für ein gleichmäßiges Einkommen, mit dem sich das Essen auf dem Tisch und die Kleidung für die Kinder bestreiten ließen.

Rose' Vater Benjamin, auch als Ben und Benjy bekannt, verließ Detroit 1911, einen Tag nachdem er die Highschool abgeschlossen hatte, und ging nach New York, wo ein entfernter Verwandter ihm eine Stelle als Verkäufer in einem Kleidergeschäft besorgt hatte, aber der junge Adler gab den Job binnen zwei Wochen auf, denn seiner Überzeugung nach war es nicht sein Schicksal, die kurze Zeit auf Erden mit dem Verkauf von Herrensocken und Unterwäsche zu vergeuden, und zweiunddreißig Jahre später, nach Episoden als Klinkenputzer für Haushaltsreiniger, Großhändler für Grammophonplatten, Soldat im Ersten Weltkrieg, Autoverkäufer und Mitinhaber eines Gebrauchtwagengeländes in Brooklyn, verdiente er jetzt seinen Lebensunterhalt als einer von drei minderheitsbeteiligten Partnern in einem Manhattaner Maklerbüro, mit einem Einkommen, das es ihm 1941, sechs Monate vor Amerikas Eintritt in den Krieg, ermöglicht hatte, mit seiner Familie aus Crown Heights in Brooklyn in ein neues Gebäude an der West 58th Street umzuziehen.

Nach dem, was man Rose erzählt hatte, lernten ihre Eltern sich bei einem sonntäglichen Picknick nördlich von New York kennen, nicht weit vom Haus ihrer Mutter in Hudson, und schon nach einem halben Jahr (im November 1919) waren die beiden verheiratet. Wie Rose später ihrem Sohn gestand, sei

diese Ehe ihr immer ein Rätsel gewesen, denn selten habe sie zwei Menschen gesehen, die weniger zueinander passten als ihre Eltern, und dass die Ehe über vier Jahrzehnte lang gehalten habe, sei zweifellos eins der großen Mysterien in den Annalen menschlicher Paarbildung. Benjy Adler war ein geschwätziger Besserwisser, ein stürmischer Plänemacher mit hundert Projekten in der Tasche, ein Witzeerzähler, ein Mann, der immer im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen wollte, und bei jenem sonntäglichen Picknick nördlich von New York musste er sich in ein schüchternes Mauerblümchen namens Emma Bromowitz verlieben, ein dralles dreiundzwanzigjähriges Mädchen mit großem Busen, kalkig weißer Haut und üppigem rotem Haar, so jungfräulich, so unerfahren, so viktorianisch in ihrem Gebaren; auf den ersten Blick war zu erkennen, dass ihre Lippen noch nie von denen eines Mannes berührt worden waren. Die Heiratspläne der beiden erschienen absurd, alles wies darauf hin, dass sie zu einem Leben voller Konflikte und Missverständnisse verurteilt waren, und doch heirateten sie, und wenn Benjy nach der Geburt ihrer Töchter (Mildred 1920, Rose 1922) auch Schwierigkeiten hatte, Emma treu zu bleiben, hielt er in seinem Herzen immer an ihr fest, und sie, die vielfach Betrogene, konnte sich nie dazu durchringen, ihm den Rücken zuzukehren.

Rose betete ihre ältere Schwester an, aber dass es sich andersherum genauso verhielt, kann man nicht gerade sagen, denn die erstgeborene Mildred hatte die ihr von Gott

geschenkte Rolle als Prinzessin des Haushalts wie selbstverständlich angenommen, und der kleinen Rivalin, die da plötzlich den Schauplatz betreten hatte, musste – notfalls immer wieder – die Lektion erteilt werden, dass die Adler'sche Wohnung in der Franklin Avenue nur einen Thron zu vergeben hatte, einen Thron für nur eine Prinzessin, und dass jeder Versuch, diesen Thron zu besteigen, eine Kriegserklärung nach sich ziehen würde. Womit nicht gesagt sein soll, dass Mildred Rose gegenüber offen feindselig war, doch maß sie ihre Freundlichkeiten mit dem Teelöffel ab, nur immer ein kleines bisschen pro Minute, Stunde oder Monat, und stets mit einem Hauch hochnäsiger Herablassung erteilt, wie es sich für eine Person von königlichem Rang gehörte. Die kalte, umsichtige Mildred, die warmherzige, nachlässige Rose. Als die Mädchen zwölf und zehn waren, zeigte sich schon deutlich, dass Mildred einen außerordentlichen Verstand besaß, dass ihr Erfolg in der Schule nicht nur das Ergebnis fleißigen Lernens war, sondern auch auf überragenden intellektuellen Gaben beruhte, und obwohl auch Rose recht klug war und ordentliche Noten nach Hause brachte, erschien sie im Vergleich zu ihrer Schwester doch nur unter ferner liefen. Ohne ihre Motive zu durchschauen, ohne bewusst darüber nachzudenken oder einen Plan zu fassen, hörte Rose allmählich einfach auf, sich mit Mildred zu messen, vielleicht aus der instinktiven Erkenntnis heraus, dass jeglicher Versuch, es ihrer Schwester gleichzutun, nur in einem Fiasko enden konnte und sie also,

wenn sie jemals glücklich sein wollte, einen anderen Weg einschlagen musste.

Die Lösung für sie hieß arbeiten, sich durch Geldverdienen einen Platz erobern, und sobald sie vierzehn und damit alt genug war, um Arbeitspapiere zu beantragen, fand sie ihren ersten Job, dem rasch eine Reihe weiterer folgten, und mit sechzehn arbeitete sie tagsüber in Vollzeit und ging abends auf die Highschool. Mochte Mildred sich in das Kloster ihres mit Büchern vollgestopften Hirns zurückziehen, aufs College entschweben und jedes einzelne Buch lesen, das in den vergangenen zweitausend Jahren geschrieben worden war, Rose sehnte sich nach Wirklichkeit, das war ihre Welt, der Lärm und Trubel der New Yorker Straßen, das Gefühl, selbst verantwortlich zu sein und ihren eigenen Weg zu gehen. Wie die unerschrockenen, schlagfertigen Heldinnen in den Kinofilmen, die sie sich zwei- oder dreimal die Woche ansah, wie Claudette Colbert, Barbara Stanwyck, Ginger Rogers, Joan Blondell, Rosalind Russell und Jean Arthur schlüpfte sie in die Rolle eines jungen, entschlossenen Karrieremädchens und behielt sie bei, so als lebte sie selbst in einem Film, *Die Geschichte von Rose Adler*, jenem langen, unendlich komplizierten Streifen, der gerade erst begonnen hatte, aber für die kommenden Jahre noch manches Große verhiess.

Als sie Stanley im Oktober 1943 kennenlernte, arbeitete sie seit zwei Jahren bei dem Porträtfotografen Emanuel Schneiderman, dessen Atelier an der West 27th Street unweit der Sixth Avenue lag. Angefangen hatte Rose dort als

Empfangsdame, Sekretärin und Buchhalterin in einer Person, dann aber, als Schneidermans Assistent im Juni 1942 in den Krieg zog, dessen Stelle übernommen. Der alte Schneiderman, ein deutschjüdischer Einwanderer, inzwischen Mitte sechzig, war nach dem Ersten Weltkrieg mit Frau und zwei Söhnen nach New York gekommen, ein mürrischer, verschrobener Zeitgenosse, der sehr ausfallend werden konnte, mit der Zeit aber eine widerwillige Zuneigung zu der schönen Rose fasste, und da ihm nicht entgangen war, wie aufmerksam sie ihn von Anfang an bei der Arbeit im Atelier beobachtet hatte, beschloss er, sie zu seinem Lehrling zu machen und ihr alles beizubringen, was er über Kameras, Beleuchtung und das Entwickeln von Filmen wusste – alles an Kunst und Handwerk, was sein Geschäft ausmachte. Rose, die bis dahin nie so recht gewusst hatte, wohin es mit ihr gehen sollte, die in wechselnden Bürojobs nur des Geldes wegen, soll heißen, ohne Hoffnung auf innere Befriedigung, gearbeitet hatte, erschien es so, als hätte sie plötzlich eine Berufung gefunden – nicht bloß irgendeinen Job, sondern eine neue Art, auf der Welt zu sein: anderen ins Gesicht sehen, Tag für Tag andere Gesichter, vormittags und nachmittags neue Gesichter, jedes Gesicht anders als alle anderen Gesichter, und binnen kurzem stellte sie fest, dass sie es liebte, anderen ins Gesicht zu sehen, und dass sie dieser Arbeit niemals überdrüssig werden würde.

Stanley arbeitete inzwischen mit seinen Brüdern zusammen, die ebenfalls beide vom Militärdienst befreit worden waren (Plattfüße und Kurzsichtigkeit), und nach mehreren Um- und

Ausbauten war die 1932 gegründete Radioreparaturwerkstatt herangewachsen zu einem ansehnlichen Geschäft für Möbel und Haushaltsgeräte in der Springfield Avenue, das mit sämtlichen dem damaligen amerikanischen Einzelhandel zur Verfügung stehenden Lockmitteln und Kinkerlitzchen aufwartete: langfristigen Ratenplänen, Zwei-zum-Preis-von-einem-Angeboten, halbjährlichen Ausverkäufen, Beratungsservice für Frischvermählte, Sonderaktionen zum Tag der US-Flagge. Arnold, der ungeschickte, nicht besonders helle mittlere Bruder, der etliche Jobs als Verkäufer verloren und große Schwierigkeiten hatte, seine Frau und die drei Kinder über Wasser zu halten, war als Erster dazugestoßen, und zwei Jahre später schloss Lew sich den beiden an, nicht weil er sich für Möbel oder Haushaltsgeräte interessierte, sondern weil Stanley soeben zum zweiten Mal in fünf Jahren seine Spielschulden beglichen und ihn gezwungen hatte, zur Bekundung seines guten Willens und seiner Zerknirschung in das Geschäft einzutreten, wobei stillschweigend vorausgesetzt war, Widerstand vonseiten Lews werde zur Folge haben, dass er bis an sein Lebensende keinen Penny mehr von ihm bekommen würde. Und damit war Three Brothers Home World geboren, das bekannte Unternehmen, das im Grunde nur von einem Bruder, nämlich Stanley, geleitet wurde, dem jüngsten und ehrgeizigsten von Fannys Söhnen, der aus der verdrehten, aber unerschütterlichen Überzeugung heraus, Familienloyalität schlage alle anderen menschlichen Eigenschaften, bereitwillig die Last auf sich genommen hatte, zwei erfolglose Geschwister

mitzuschleppen, die ihre Dankbarkeit ihm gegenüber dadurch zum Ausdruck brachten, dass sie immer wieder zu spät zur Arbeit erschienen, Zehner und Zwanziger aus der Kasse klauten, wann immer sie nichts in der Tasche hatten, und in den warmen Monaten nach der Mittagspause das Feld räumten und Golf spielen gingen. Auch wenn es ihn ärgern mochte, Stanley beklagte sich nicht über dies Treiben, denn die Gesetze des Universums verboten es, über die eigenen Brüder zu klagen, und mochten die Gewinne von Home World auch ein bisschen niedriger ausfallen, als sie es ohne die Ausgaben für Lews und Arnolds Gehälter gewesen wären, schrieb das Geschäft doch schwarze Zahlen, und als der Krieg nach ein, zwei Jahren vorbei war, hellte sich das Bild noch weiter auf, denn jetzt trat das Fernsehen seinen Siegeszug an, und die Brüder waren die Ersten, die die neuen Apparate im Angebot hatten. Nein, noch war Stanley kein reicher Mann, aber seit einiger Zeit hatte sein Einkommen stetig zugenommen, und als er Rose an jenem Oktoberabend im Jahr 1943 kennenlernte, war er zuversichtlich, dass seine beste Zeit noch vor ihm lag.

Im Gegensatz zu Stanley hatte Rose schon einmal im Feuer leidenschaftlicher Liebe gebrannt. Ohne den Krieg, der ihr diese Liebe genommen hatte, wären die beiden sich nie begegnet, denn dann wäre sie lange vor jenem Oktoberabend mit jemand anderem verheiratet gewesen, aber ihr junger Verlobter, David Raskin, der in Brooklyn geborene zukünftige Arzt, dessen Bekanntschaft sie mit siebzehn gemacht hatte, war bei einer tragischen Explosion während der Grundausbildung

Textnachweise

Die Gedichtzeile von Robert Frost auf Seite 182, «In einem gelben Wald ...» wird zitiert in der Übersetzung von Paul Celan (Der unbegangene Weg).

Robert Frost, *Gedichte*. Hrsg. von Eva Hesse. Mit Übertragungen von Paul Celan, Eva Hesse u.a., Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen b. München 1963

Die Gedichtzeile von Federico García Lorca auf Seite 727 und 752, «New York, du Morast ...» sowie alle erwähnten Gedichttitel stammen aus der Übersetzung von Martin von Koppenfels.

Federico García Lorca, *Dichter in New York*. Gedichte spanisch und deutsch. Übertragung und Nachwort von Martin von Koppenfels, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2000

Die auf Seite 773ff. zitierten Passagen aus dem 16. Gesang der *Odysee* von Homer stammen aus der Übertragung von Johann Heinrich Voß.

Die auf Seite 1208 zitierten Anfangssätze aus *Der Mythos des Sisyphos* von Albert Camus stammen aus der Übersetzung

von Vincent von Wroblewsky.

Albert Camus: Das Absurde und der Selbstmord, in: *Der Mythos des Sisyphos*. Deutsch und mit einem Nachwort von Vincent von Wroblewsky. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 2000

Die deutschen Fassungen der englischen Übersetzungen der Gedichte von Robert Desnos auf Seite 745, von René Char auf Seite 771, von Guillaume Apollinaire auf Seite 961ff. und von Paul Éluard auf Seite 1120 stammen von Karsten Singelmann respektive Nikolaus Stingl.